

Vom Wesen der chinesischen Sprache

Autor(en): **Tscharner, E.H. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft der Freunde
Ostasiatischer Kultur**

Band (Jahr): **3 (1941)**

PDF erstellt am: **18.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-145071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Wesen der chinesischen Sprache¹⁾

von E. H. von Tschärner

Jeder Mensch spricht seine Sprache. In seiner Sprache drückt sich seine Psyche aus und stellt sich, am faßbarsten, sein Geist dar. Jeder Mensch hat aber seine Sprache zu größerem oder kleinerem Teil gemeinsam mit anderen Menschen, mit anderen Menschengruppen, und zwar zu desto größerem Teil, je näher ihm diese zeitlich, räumlich und in anderen Hinsichten stehen: mit der Familien-, der „Klassen“- und der Berufs-, mit der engeren und weiteren Volks- und Kultur-gemeinschaft, mit seinem Ort, seinem Kanton, seinem Land, ja – was vorerst verwundern mag, aber auch nur von uns Europäern gesagt sein soll – mit seinem Erdteil. Und hinter dem Gemeinsamen der Sprache steht ein Gemeinsames des Geistes und der Psyche.

Daß wir geradezu „eine europäische Sprache“ sprechen, werden wir gewahr, wenn wir unseren verschiedenen europäischen Sprachen eine so andersgeartete wie die chinesische gegenüber stellen. Denn jede wirkliche Fremderkenntnis wird zu einer Selbsterkenntnis. So dürfte uns dieser Versuch, ins Wesen der chinesischen Sprache zu schauen, manche Wesenszüge unserer europäischen Sprachen klarer bewußt machen, zugleich aber manche Wesenszüge des Geistes und der Psyche offenbaren, die die chinesische Sprache so eigenartig prägen.

Es gibt zahlreiche Abhandlungen über das Chinesische, es gibt Lehrbücher²⁾ und selbst Grammatiken³⁾ dieser Sprache, die, wie wir sehen werden, im Gegensatz steht zu aller Grammatik! Wohl keine Darstellung wird dem Chinesischen als rein sprachlicher Erscheinung so gerecht wie das ausgezeichnete Büchlein von B. Karlgren „Sound and Symbol in Chinese“⁴⁾. Aber es gibt nur wenige Versuche, die chinesische Sprache in einem psychologischen und philosophischen Sinne

zu deuten: seit den Abhandlungen des ersten großen vergleichenden Sprachforschers W. v. Humboldt sind kaum ernsthafte Versuche dieser Art unternommen worden bis zu denen des bedeutendsten heutigen Sino-Soziologen M. Granet. Diesen Forschern verdanke ich manche Erkenntnisse, Betrachtungsweisen und Anregungen.

Auch die kurze Wesensdeutung der chinesischen Sprache, die ich hier vorlege, ist nur ein Versuch. Aber selbst dafür, und umsomehr als ich bei den meisten Lesern keine Kenntnis des Chinesischen voraussetze, schien es mir wünschenswert, möglichst gegenständlich vorzugehen und diese Wesensdeutung aus der Betrachtung von Wort und Schriftzeichen, von gesprochener und geschriebener Satzbildung allmählich zu entwickeln.

Wort und Schriftzeichen

Der Sprachwissenschaftler bestimmt die chinesische Sprache mit drei technischen Ausdrücken: sie ist monosyllabisch und isolierend und besitzt eine ideographische Schrift. „Was heißt das?“, können wir in zweifachem Sinne fragen, einmal – als Nicht-Sprachwissenschaftler – im Sinne der sprachlichen Erscheinung und dann in einem tieferen, psychologisch-philosophischen Sinne.

Die Wörter der chinesischen Sprache, wie die ihrer Verwandten der „indo-chinesischen“ Sprachfamilie, von denen hier das Siamesische und andererseits das Tibetische und das Burmanische als die wichtigsten erwähnt seien, sind alle einsilbig und unveränderlich, „isolierend“, indem sie keine Beugungsmerkmale noch Ableitungen bildende Vor- und Nachsilben annehmen, ja „wurzelisolierend“, indem sie ihrer Form nach weder Verben, Substantive, Adjektive noch Adverbien sind wie die indo-europäischen Wortwurzeln, auf die sich unsere Wörter zurückführen lassen, aber jede dieser Geltungen haben können – *ming* kann allen unseren Wörtern und Formen: klar, als Adjektiv oder Adverb, klar sein, klar machen, also *klären* und *erklären*, *Klarheit*,

klares, klarem, klarster usw. entsprechen. Das Chinesische besitzt also keine Merkmale für die grammatische Funktion seiner Wörter, wie sie die unsrigen in ihren Endungen z. B. für die Fälle und die Zahl, ja das Geschlecht, das allerdings auch das Englische nicht mehr kennt, besitzen, und es hat keine grammatischen Wortklassen, wenn wir auch in einem chinesischen Wort, das eine Handlung oder ein Geschehen bezeichnet, vor allem ein Verb und in einem, das ein Ding benennt, ein Substantiv zu sehen geneigt sind.

Vielleicht hat das Chinesische einmal, in vorgeschichtlicher Zeit, zweisilbige Wörter und Beugungsmerkmale für persönliche Fürwörter besessen, wie Karlgren⁵⁾ aus gewissen Anzeichen in alten sprachlichen Zeugnissen erschlossen zu haben glaubt, so daß die Einsilbigkeit und die Flexionslosigkeit schon ein frühes Endergebnis einer früheren Entwicklung wären. Ferner könnten wir Ansätze zu einer Scheidung in Wortarten im Sinne unserer Stammbildungen sehen, wenn etwa ein Wort in verschiedener Tönung gesprochen wird, je nachdem es nominale oder verbale Geltung haben soll, z. B. *haò*: gut, wohl, Güte, und *haó*: gut finden, gern haben, wobei an den Akzentwechsel im Englischen für dieselbe Unterscheidung erinnert sei wie in *the record* und *to record*. Die Tönungen, deren es in südd chinesischen Mundarten bis zu neun, aber im heutigen Nordchina nur noch vier gibt, bilden jedoch im allgemeinen einen, von der „grammatischen“ Funktion unabhängigen, integrierenden Bestandteil der Wörter und tragen zu deren lautlichen Unterscheidung bei, die auch so, namentlich in der heutigen, abgeschliffenen Sprache Nordchinas, für unsern Sprachsinn noch dürftig genug ist. Auf die Fragen des, sehr ausgedehnten, Gleichklangs und der einzigartigen Tönung der chinesischen Wörter brauchen wir hier nicht näher einzugehen, und bei lautlichen Wiedergaben werden wir uns nach dem „Hochchinesischen“, der heutigen „Nationalsprache“ richten⁶⁾.

Als Sprachtypus ist also das Chinesische trotz den erwähnten Vermutungen und Ansätzen eine monosyllabische und isolierende Sprache.

Im praktischen Gebrauch scheint sie dagegen oft zwei ihrer einsilbigen, unveränderlichen Wörter zu „einem Wort“ zu verbinden. So setzt sie Synonyme nebeneinander wie *i-shang*, Kleid-Kleid⁷⁾, für Kleid oder Wörter gegensätzlicher Bedeutung wie *lai-wang*, kommen-gehen, für Verkehr oder sonstwelche in konventionell-festen Ausdrücken wie *shan-shuei*, Berg-Wasser, für Landschaft. Andererseits hängt sie Wörtern, die meistens ohnehin ein Ding bezeichnen, die Wörter *tsi* oder *er* an, die beide Sohn, Kind bedeuten⁸⁾, wie in *i-tsi*, Stuhl bzw., mit einem anders getönten *i*, Seife, oder *t'ou*, Kopf, wie in *mu-t'ou*, Holz-Kopf, für Holz schlechthin, d. h. sie braucht diese Wörter im Sinne unserer Nominal-Suffixe und bildet so „Substantive“. Wir stellen hier Erscheinungen einer „grammatischen“ Differenzierung fest, die mit der Bestimmung des Chinesischen, wie ich sie zuerst gegeben habe, nicht übereinzustimmen scheint. Wir werden auch, an Beispielen von Sätzen der heutigen Umgangssprache, weitere Erscheinungen einer „grammatischen“ Differenzierung beobachten – im Gegensatz zu der „Schriftsprache“, die sich im wesentlichen seit den ältesten Zeugnissen gleich geblieben ist. Dies dürfte die Annahme bekräftigen, daß eine „grammatische“ Differenzierung die Entwicklung des Chinesischen als lebendiger Sprache kennzeichnet. Andererseits aber werden wir an denselben Satz-Beispielen sehen, wie wenig „grammatisch“ differenziert und bestimmt selbst die heutige Umgangssprache noch ist, deren Wörter übrigens trotz ihren praktischen Verbindungen zu „zweisilbigen Wörtern“ ihre ursprüngliche Selbstständigkeit bewahren. Und wir müssen uns auch fragen: ist jener Gegensatz zwischen „Schriftsprache“ und heutiger Umgangssprache stichhaltig? Inwiefern geben uns die alten schriftlichen Zeugnisse Aufschluß über die Umgangssprache ihrer Zeit?

Diese Frage stellt sich für alle, auch für unsere Sprachen und ist sicher nicht immer genügend berücksichtigt worden. Wie die ältesten Teile der klassischen Bücher der „Wandlungen“ und der „Urkunden“ bestehen auch die frühesten Niederschriften in anderen Sprachen meistens aus rein formelhaften Ausdrücken oder aus poetischen wie

das chinesische „Buch der Lieder“. Diese Frage stellt sich aber für das Chinesische noch gebieterischer, da dieses eine Schrift gebraucht, die von den Sprachlauten unabhängige und viel reichere Ausdrucksmittel als diese lautarme Sprache besitzt: nicht eine phonetische, sondern eine ideographische, also, in heutige Begriffe übertragen, eine Vorstellungen bezeichnende Schrift. Das heißt aber nicht, daß die Schrift unabhängig von der Sprache entstanden sei und ein von ihr unabhängiges Leben führe: jedes Schriftzeichen ist einem Sprachwort zugeordnet und kann „ausgesprochen“ werden, wie jedes Sprachwort chinesisch „geschrieben“ werden kann, und es ist bestimmt anzunehmen, daß selbst die frühesten Schriftzeichen nicht entstanden sind⁹⁾, ohne daß Wörter, die dieselben Vorstellungen lautlich bezeichneten, bereits dagewesen wären.

Wir verfügen heute über Schriftzeichen des 14./13. Jahrhunderts v. Chr.¹⁰⁾: in den Inschriften von Orakelknochen, die in den letzten Jahrzehnten gefunden wurden und an die sich, über ein ganzes Jahrtausend, Bronzen mit Inschriften anschließen. Die neuen Erkenntnisse, die sich und soweit sie sich daraus für die früheren Entwicklungsphasen der Schrift ergeben, berichtigen manche „etymologischen“ Erklärungen der chinesischen Tradition, die der Gelehrte Hü Shen um 100 n. Chr. in seinem berühmten „Shuo wen“ aufgeschrieben und zum Teil wohl selbst erdacht hat, die im traditionellen China aber fast unantastbar geblieben und wertvolle Zeugnisse für die traditionelle Auffassung von der chinesischen Kulturentwicklung sind¹¹⁾; die wissenschaftliche Ursprungserklärung der archaischen Zeichen bleibt allerdings in vielen Fällen zweifel- und sogar rätselhaft, in anderen leuchtet sie weniger ein als die traditionelle, und in einigen dürfte selbst die Gleichsetzung eines archaischen Zeichens mit einem späteren anfechtbar sein.

Wir können vier Arten der Schriftzeichenbildung unterscheiden und danach die Schriftzeichen in vier Klassen einteilen, eine Einteilung der chinesischen Tradition, die heute durch die Orakelknochen schon für deren Zeit gerechtfertigt erscheint. In den folgenden Beispielen

sind einerseits die archaischen Schriftbilder wiedergegeben, worin die ursprüngliche Bezeichnung einer Vorstellung verhältnismäßig leicht zu erkennen ist, andererseits die entsprechenden Zeichen der „Normalschrift“, die wir der Erfindung des Pinsels gegen 200 v. Chr. verdanken und die die ursprünglichen Schriftbilder meistens zu einer Verbindung einer Reihe der Natur des Pinsels gemäßer graphischer Formeln entstellt hat; als Übergang zwischen diesen beiden Schriftformen dient gelegentlich die Form der „großen Siegelschrift“, die um 800 v. Chr. durch einen offiziellen Katalog festgesetzt worden sein soll¹²⁾.

1. Die Schriftzeichen der 1. Klasse sind einfache, oft bis zur Unkenntlichkeit vereinfachte Bilder von Gegenständen:

  ein Baum (*mu*),   ein Herz (*sin*),   
ein Kopf (*shou*).

Das Zeichen für Herz bedeutet schon in den ältesten literarischen Zeugnissen weniger Herz in unserem Sinne als Geist, Bewußtsein. Das Bild des Kopfes schmückt nach der Tradition ein Haarschopf, der in der Form der „großen Siegelschrift“ ganz glaubhaft erscheint, im archaischen Zeichen aber vielleicht der Kopfputz eines Häuptlings ist, vertritt doch das Zeichen schon früh eine bildliche Bedeutung von „Haupt“.

Diese Klasse, zu der ursprünglich wohl mehrere hundert Zeichen gehört haben, stellt Gegenstände namentlich aus folgenden Gebieten dar: der Tier- und Pflanzenwelt, der „leblosen Natur“, wie Wasser, Berg, Sonne und Regen, und der Menschenwelt, wie den Menschen selbst in verschiedenen Spielarten, manche äußere und innere Körperteile, sowie viele Kulturerzeugnisse.

2. Die 2., viel weniger reiche Klasse, enthält einfache Sinnbilder:

二  oben (*shang*): über einer gegebenen, längeren Linie eine zweite, kürzere¹³⁾,   hoch (*kao*): ein hohes Gebäude, dessen Bild hier zum „Sinnbild“ wird.

Neben Zeichen, die diesen Beispielen gemäß entstanden sind, gehören in diese Klasse auch mehrere Zahlzeichen – unsere Ziffern sind ebenfalls konventionelle, zum Teil ursprünglich symbolische, vom Sprachlaut unabhängige Bezeichnungen von Zahlvorstellungen, sind also nach einem Prinzip entstanden, das gerade mit dem hier angewandten Prinzip der ideographischen Bezeichnung aller in Wörter gefaßten psychisch-geistigen Vorstellungen nahe verwandt ist und uns deshalb deren Verständnis erleichtern kann.

3. In der 3. Klasse, die mindestens dreimal so reichhaltig gewesen sein muß als die 1., finden wir zusammengesetzte Sinnbilder, solche, die eine, meistens nicht gegenständliche, Vorstellung durch die Verbindung von zwei oder mehr einfachen Bildern und Sinnbildern bezeichnen, anders und dem ursprünglichen Sachverhalt wohl näher kommend ausgedrückt: in denen eine allgemeinere Bedeutung eines Sprachwortes durch ein besonderes, zusammengesetztes Bild dargestellt wird. Diese Erklärung stellt sich der üblichen, durch das „Shuo wen“ begünstigten Auffassung entgegen, daß der ursprüngliche Sinn vieler chinesischer Wörter durch die Zerlegung und Auslegung der ihnen zugeordneten Schriftzeichen erschlossen werden könne. Als zweites und als drittes Beispiel habe ich Wörter gewählt, die zwei ebenso berühmte wie oft mißdeutete Vorstellungen der chinesischen Weltanschauung bezeichnen.

 **安** Friede (*an*), Bild einer Frau unter einem Dach, also im Hause¹⁴), was wir als besonderes Bild, das eine allgemeinere Wortbedeutung vertritt, so erklären könnten: „Frieden sehen wir zum Beispiel, wenn eine Frau zuhause ist“.

 **道** Weg (*tao*), Bild des Kopfes – des Häuptlingskopfes? – und von „gehen“.

 **道** „Gehen“ ist hier nur durch die paar beidseitigen, oberen Striche angedeutet; diese stellen, wie es scheint, ineinander mündende Wege dar, und zur Bezeichnung von „gehen“ kommt noch das „Bild“ eines Fußes dazu, das wir in der Mitte des archaischen Zeichens a sehen und

a b

das im archaischen, übrigens frühestens seit dem 11. Jahrhundert v. Chr. belegten, Zeichen für *tao* = Weg fehlt. Die Tradition erklärt dieses Zeichen für „gehen“, nach seiner Form in der „großen Siegelschrift“ b, als „Bild“ eines Fußes und, in den oberen drei Strichen, eines Schrittes, der wohl durch ein noch vereinfachteres „Bild“ eines Fußes und einer Fußstapfe – oder durch drei Fußstapfen? – versinnbildlicht gedacht ist; diese Form bildet den Übergang zur graphischen Formel in der „Normalschrift“. Erinnern wir uns hier der „grammatischen“ Omnivalenz der chinesischen Wörter: „gehen“ kann u. a. auch „gehen machen“, also „verwirklichen“ und „leiten“ heißen. Das Wort *tao* = Weg tritt nun schon in den frühesten literarischen Zeugnissen, die nach den Urteilen der heutigen Sino-Philologen bestenfalls im 9. Jahrhundert v. Chr. aufgezeichnet wurden, in verschiedenen geistigen Bedeutungen auf, und so scheint es wahrscheinlich, daß die zur Bezeichnung eines gegenständlichen Weges nicht gerechtfertigte, übrigens kaum einwandfrei erklärbare Verbindung der Bilder „Kopf“, ja vielleicht „Häuptlingskopf“, und „gehen“ auf eine solche geistige Bedeutung hinweist.

 „Tugend“, *virtus* (*tê*), ein Bild, ursprünglich zusammengesetzt aus, rechts, einer senkrechten Linie, darunter einem Auge, darunter einem Herzen und, links, „gehen“¹⁵⁾, in der „großen Siegelschrift“ aus + gleich 10, einem senkrecht gedrehten Auge, einer gekrümmten Linie und einem Herzen.

Die Erklärung des „Shuo wen“ geht von der veränderten Form der „großen Siegelschrift“ aus, dürfte aber doch den Sinn des archaischen Zeichens aufklären helfen. Der obere Teil bedeutet „gerade“ und wird erklärt: zehn Augen haben, nach genauem Schauen, keine Krümmung, keine Abweichung entdeckt. Dies ist also wohl auch der Sinn der senkrechten Linie über dem Auge im archaischen Zeichen. Aus der Verbindung dieses Sinnbilds mit dem Herzen ergibt sich „Geradheit des Geistes“, eine Bedeutung, die der verbreiteten moralisierenden Übertragung dieses Zeichens und Wortes durch „Tugend“ Vorschub leisten könnte; die übliche Hinzufügung des Zeichens für „gehen“, die wir schon in der archaischen Schreibung finden, könnte uns sogar auf den Gedanken des „Tugend-Wandels“ bringen, aber auch auf den, sicher richtigeren, der Wirkungskraft des ungekrümmten, des spontanen Geistes.

4. Die 4. Klasse enthält sinnbildlich-lautlich zusammengesetzte Schriftzeichen. Der sinnbildliche Teil bezeichnet eine Vorstellungskategorie, in die sich das Zeichen und sein Wort ihrem Sinne nach einordnen, wie Baum = Holz, Herz = Psychisches überhaupt oder Hund = „hündisch“, und der lautliche Teil besteht aus einem, meistens selbst zusammengesetzten Zeichen, das nun aber den Laut des ihm entsprechenden Wortes vertritt und so angibt, daß das ganze Zeichen

gleich oder ähnlich wie dieser lautliche Teil „ausgesprochen“ wird. Während eine rein bildliche und sinnbildliche Schriftzeichenschöpfung bei der zunehmenden Bereicherung der Vorstellungen und des Wortschatzes immer schwieriger werden mußte, bot das Prinzip der sinnbildlich-lautlichen Zusammensetzung fast unbegrenzte Möglichkeiten, freilich auch Gefahren, wie der Vergleich mit den ägyptischen Hieroglyphen zeigt, die an der Wucherung dieses Prinzips zugrunde gingen; die Chinesen verstanden es aber, ihre in weisem Instinkt angelegte Zeichenschrift dank diesem Prinzip, zwar nicht ohne Kompromisse, immer weiter zu entfalten. Dieses Prinzip steht dem unserer Lautschrift, das die Wortlaute zerlegt und mit „Buchstaben“ die lautlichen Grundbestandteile abstrakt bezeichnet, noch sehr fern. Es ist jedoch bemerkenswert, daß die chinesische Tradition die Entstehung der weitaus meisten Schriftzeichen diesem Klassenprinzip zurechnet; in Wirklichkeit muß aber bei manchen Zeichen dieser Klasse ein älteres Wort einem jüngeren mit seinem Laut einen Anteil an seiner Bedeutung geliehen haben, und bei diesen und allen anderen spielt mit – was der Chinese wohl voraussetzt, wenn er ein Zeichen zur Klasse der lautlichen Zusammensetzungen zählt –, daß das chinesische Denken in der Lautverwandtschaft eine Verwandtschaft, eine Entsprechung, einen Zusammenhang der Sachen annimmt, wie z. B. die Fledermaus bzw. ihr Bild das gleichlautende Glück verschaffen soll. Vielleicht dürfen wir sogar in vielen Zeichen dieser Klasse „Wortableitungen“ des lautlichen Teils sehen, der hier das Grundwort wäre und dessen Bedeutungsverschiebung in den „abgeleiteten“ Wörtern für das Ohr manchmal durch einen mehr oder weniger abweichenden Laut oder durch eine verschiedene Tönung und graphisch durch den sinnbildlichen Teil bezeichnet wird¹⁶⁾.


 Das Grundzeichen, a in archaischer und b in Pinselschrift, das „vierseitig“, aber auch „Verfahren“ u. a. bedeutet, vertritt das *fang* lautende Wort, dem es zugeordnet ist. Verbunden mit „Erde“, c, als sinnbildlichem Teil, bedeutet es: Quartier, Weiler, mit „Rede“, d: sich

erkundigen, untersuchen, und mit „Fisch“, e: Brachse, und wird immer *fang* „ausgesprochen“.

Die Erklärung des Shang-Knochen-Schriftbildes ist nach Karlgren unsicher; das „Shuo wen“ steht darin, allerdings nach späteren Varianten, zwei zu einem vierseitigen Wasserfahrzeug verbundene Boote. Wieger vermutet, daß es, einer seiner Bedeutungen gemäß, die vier Himmelsgegenden darstellen sollte. Das Prinzip der Schriftzeichenbildung dieser Klasse leuchtet wohl am ehesten ein, wenn wir z. B. die erste Zusammensetzung, c, erklären: das Zeichen vertritt ein Wort, das eine besondere Art Erde oder Boden bedeutet und gleich oder ähnlich wie *fang* lautet, und das ist das *fang* lautende Wort für Quartier, Weiler. Wahrscheinlich hat aber hier die Bedeutung „vierseitig“ des selbständigen lautlichen Bestandteils beigetragen zu seiner Wahl für diese Verbindung bzw., was noch wahrscheinlicher ist, die Entstehung des Wortes *fang* = Quartier veranlaßt. Bei der Zusammensetzung d dürfte die weitere Bedeutung des Grundwortes: Verfahren, Mittel, mitgespielt haben, während im letzten Beispiele, e, im *fang* gesprochenen Fisch, der wohlbeleibten Brachse, möglicherweise ein etwas „vierseitiger“ Fisch dargestellt wurde.

Die zweite Reihe enthält typischere Beispiele dieser Zeichenbildungs-Klasse, die deren übliche Auffassung einigermaßen rechtfertigen. Das Grundzeichen, a und b, das Arbeit bedeutet, wird *kung* ausgesprochen. Verbunden mit „Kraft“, c, lautet es ebenfalls *kung* und bedeutet Leistung, Verdienst, mit „Seidenfaden“, d, „rot“ bedeutend, lautet es nun aber *hung*, und mit „Wasser“, e, „Strom“, sogar *kiang*.

Das archaische Grundzeichen ist, sowohl nach der Tradition als auch nach der heutigen Forschung, ein Bild eines Winkelmaßes, womit schon früh die Vorstellung der Arbeit, des Handwerks, der Geschicklichkeit bezeichnet wurde. Seine Zusammensetzung, c, mit „Kraft“ zur Bedeutung „Werk, Leistung, Verdienst“ dürfte ebensowohl sinnbildlich wie lautlich sein. Während dieses zusammengesetzte Zeichen ganz gleich wie das Grundwort ausgesprochen wird, vertreten die beiden folgenden Beispiele nur noch eine, und zwar abnehmende, Lautähnlichkeit¹⁷⁾. Die Zusammensetzung d: *hung*, „rot“, könnte wieder erklärt werden: „rot“ sehen wir vornehmlich an Fäden bzw. Gewebe, und das „rot“ bezeichnende Wort lautet ähnlich wie *kung*, Arbeit. Daß hier auch die Bedeutung des lautlichen Grundworts mitgewirkt hätte, liegt zum mindesten nicht nahe, und ebenso wenig beim letzten Beispiel e.

Im Bildungsprinzip der Schriftzeichen dieser Klasse wird ein Klassifikations-Verfahren sichtbar, womit der Chinese seine psychischen Vorstellungen bzw. die vorgestellten Dinge einteilte. Dieses wurde auch

das Hauptprinzip der lexikalischen Anordnung¹⁸⁾: die Vorstellungs- oder Dingklassen bilden hier lexikalische Klassen, die durch den bildlichen bzw. sinnbildlichen Teil der einzelnen bildlich- oder sinnbildlich-lautlich zusammengesetzten Zeichen angegeben werden. Deshalb werden diese Bestandteile auch „Schlüssel“ genannt, üblicher und unzutreffender Weise jedoch „Radikale“. Das „Shuo wen“, das dieses Klassifikations-Prinzip zum ersten Mal lexikalisch anwandte, unterschied 540 solcher Klassen, die in der Folgezeit immer mehr eingeschränkt wurden, bis sie zur Ming-Zeit, 1368–1644, die noch heute gültige Mindestzahl von 214 erreichten. Diese Einschränkung kam nicht etwa durch Ausscheidungen zustande – der Wortschatz hatte sich im Gegenteil immer vermehrt¹⁹⁾, – sondern vor allem durch eine klassifikatorische Zusammenlegung vieler Zeichen, wozu diese oft ebenso vergewaltigt wurden wie die alten Schriftbilder bei ihrer Anpassung an die graphischen Formeln des Pinsels. Das dürfte zeigen, daß die Vorstellungs- und Dingklassifikation im chinesischen Denken allmählich verblaßte und immer mehr einer lexikalisch-technischen Klassifikation Platz machte. Dies bestätigt sich auch in der Einordnung vieler rein sinnbildlicher Zusammensetzungen der 3. Zeichenbildungs-Klasse im Lexikon: gehört hier z. B. das aus Frau und Kind zusammengesetzte Zeichen für „gut“ in die Klasse „Frau“ oder die Klasse „Kind“? Und wäre das Zeichen für *tê* = „Tugend“ nicht besser in der „Herz“-Klasse als in der Klasse seines Bestandteils „gehen“ eingeordnet? Solche Fragen haben die Lexikographen oft ganz willkürlich entschieden.

Die „Shuo wen“-Tradition führt noch zwei weitere Zeichenbildungs-Klassen auf. Das Prinzip der einen ist die Verwendung eines besonderen, gegenständlichen Schriftbildes für eine abgeleitete, meistens verallgemeinernde und versinnbildlichende Bedeutung, das der anderen die Entlehnung eines Zeichens für ein Wort aus dem scheinbar alleinigen Grunde, daß dieses ganz gleich lautet wie das vom Zeichen vertretene Wort. Diese Prinzipien wirken aber gleichzeitig auf die Zeichen der anderen Klassen und tragen so zu ihrer ungeheuren Vieldeutigkeit

und Bedeutungsfülle bei, die den abendländischen Benutzer eines chinesischen Wörterbuches oft zur Verzweiflung bringen können, die aber gerade mit ihrer Bildhaftigkeit die Eigenart der chinesischen Sprache und des chinesischen Denkens kennzeichnen, was wir an den Satzbeispielen deutlicher sehen werden.

Satz

Wie gestaltet der Chinese Sätze mit seinen Wörtern und Zeichen, diesen vieldeutigen, aber unveränderlichen „Einheiten“, die weder Merkmale „grammatischer Wortklassen“ tragen, noch solche ihrer „grammatischen“ Verhältnisse annehmen? Es ist oft gesagt worden, die „chinesische Grammatik“ beschränke sich auf die „Syntax“, auf Regeln für die Wort- und die Satzstellung sowie für den Gebrauch einer Reihe von Verhältniswörtern. Das stimmt, aber nur bis zu einem ziemlich bescheidenen Grade: der Chinese macht in seiner Satzbildung so viele Ausnahmen von den Stellungsregeln und geht so willkürlich um im Gebrauch oder Nichtgebrauch der Verhältniswörter, der „Partikeln“, die wir in unseren Satzbeispielen kennen lernen werden, daß wir hier auch kaum von einer Syntax sprechen können. Je höher, je dichterischer oder formelhafter der Stil, desto „grammatisch“ unbestimmter ist die Satzgestalt, was besonders von den ältesten literarischen Zeugnissen, wie den „Büchern der Lieder“ und „der Wandlungen“, gilt, während die Satzbildung der Umgangssprache den chinesisch höchsten Grad „grammatischer Bestimmtheit“ aufweist. Dank dieser und noch mehr dank den stehenden Wortverbindungen ist der Satz der Umgangssprache für den bloß Hörenden unmittelbar verständlich; um dagegen den Satz der reinen Schriftsprache zu verstehen, bedarf der Chinese des Auges, dem die viel differenzierteren graphischen Vorstellungszeichen den Sinn des Satzes eingeben.

Die ersten drei Beispiele sollen einerseits diesen Unterschied zwischen dem Satztypus der Schriftsprache und dem der Umgangssprache zeigen

– es sind Sätze aus dem „Ta hio“²⁰⁾, der „Großen Wissenschaft“, im Urtext, der übrigens nicht zu den ältesten und formelhaftesten Zeugnissen gehört, und in einer modernen umgangssprachlichen Fassung²¹⁾. Zum ersten Beispiel gebe ich zugleich eine lateinische und eine französische²²⁾, eine englische²³⁾ und eine deutsche²⁴⁾ Übersetzung bekannter Sinologen, um uns so andererseits das trotz allen Verschiedenheiten Gemeinsame in der Satzgestaltung unserer europäischen Sprachen gegenüber dem Chinesischen vor Augen zu halten, aber auch um die Abweichungsmöglichkeiten in der Auffassung chinesischer Texte zu veranschaulichen.

Diese Übersetzungen sind allerdings nicht reine Übersetzungen: wie die umgangssprachliche chinesische Fassung, schließen sie bereits, mehr oder weniger, eine Auslegung und Erläuterungen ein. Das wird aber nach der vorangehenden Wort-für-Wort-Übersetzung leicht festzustellen sein. Bei der Übersetzung der Wörter brauche ich, wo es nur irgendwie angeht, deutsche Wörter und Wortformen, die möglichst genau die Grundvorstellungen der chinesischen Wörter bezeichnen, und nur, wo dies das Verständnis erschweren würde, solche, die die besondere Bedeutung eines Wortes im gegebenen Satz ausdrücken.

大	學	之	道	在	明	明	德
<i>ta</i>	<i>hio</i>	<i>chī</i>	<i>tao</i>	<i>tsai</i>	<i>ming</i>	<i>ming</i>	<i>tê</i>
gross	lernen	Part.	weg	sein in	klar	klar	«tugend»

講	究	頂	大	學	問	的	功	夫	是	把
<i>kiang-kiu</i>	<i>ting</i>	<i>ta</i>	<i>hüe-wen</i>	<i>ti</i>	<i>kung-fu,</i>	<i>shī</i>	<i>pa</i>			
ergründen	höchst	gross	Wissen	Part.	Fähigkeit,	das ist	nehmen			

自	己	本	來	的	德	性	弄	得	光	明
<i>tsī-ki</i>	<i>pen-lai</i>	<i>ti</i>	<i>tê-sing</i>	<i>lung</i>	<i>tê</i>	<i>kuang-ming</i>				
selbst	ursprünglich	Part.	Tugend	machen	erlangen	leuchtend				

„Magni studii via est in illustrandis illustribus virtutibus . . .”

„La voie de la sagesse, qui est l'objet de la grande étude, consiste à faire resplendir en soi-même les vertus brillantes (que la nature met dans l'âme de chacun) . . .”

„What the Great Learning teaches, is - to illustrate illustrious virtue.”

„Der Weg der großen Wissenschaft besteht darin, die klaren Geisteskräfte zu klären . . .”

Die umgangssprachliche Fassung lautet in möglichst wörtlicher, zusammenhängender Übersetzung: „Die Fähigkeit des das-höchste-Wissen-Ergründens ist die eigene ursprüngliche Tugend leuchtend machen.” Die Partikel *ti*, eine „Attributiv-Partikel”, bringt Vorangehendes in attributive Abhängigkeit vom folgenden Satzteil, der dadurch „als Substantiv bestimmt” wird; „grammatisch” unbestimmt bleibt aber, wieviel Vorangehendes attributiv abhängig wird – rein sprachlich könnten wir soweit auch übersetzen: „ergründen des höchsten Wissens Fähigkeit”, was zeigt, daß auch die chinesisch ausgeprägteste Satzgestalt oft kein eindeutiges Verständnis gestattet. Dabei läßt es seine Sprache auch dem heutigen Chinesen frei, diese Attributiv-Partikel nicht zu brauchen. An der zweiten Stelle kommt die Verwendung der Partikel *ti* einer grammatischen Bezeichnung eines Adjektiv-Attributs – „die eigene ursprüngliche”, – ja der eines Partizipial-Attributs gleich, wenn wir die Stelle in ihrer, trotz den stehenden Wortverbindungen meistens noch lebendig gefühlten Wort-für-Wort-Geltung auffassen: *pen* bedeutet Wurzel, *lai* kommen, die Stelle wörtlich also „selbst wurzel kommend”. Das ist aber noch lange keine sprachliche Gestaltung in der Art unserer europäischen Sprachen, und wir nehmen schon eine sprachlich-geistige Umsetzung vor, wenn wir die Stelle „wörtlich” wiedergeben: „die von der Wurzel des Selbst kommende (Tugend)”. – Noch ein Wort hat hier „grammatische Funktion”, das Wort *pa*, „nehmen”: es hat in der Umgangssprache lediglich die Aufgabe, eine vorangestellte „Akkusativ-Ergänzung” des „Verbs” als solche zu bezeichnen.

Dem schriftsprachlichen Text gegenüber schließt auch die Fassung in der Umgangssprache, wie erwähnt, eine Auslegung und Erläuterungen ein: nach einem ganz objektiven Maßstab wäre also der Unterschied in der Sprachgestaltung nicht so groß. Der Satz der Schriftsprache weist zwei „grammatische” Wörter auf: die Partikel *chī*, die hier der umgangssprachlichen Partikel *ti* entspricht, und das Wort *tsai* = sein in, an, bei, bestehen in u. ä. Im übrigen bleiben die Beziehungen der Wörter zueinander, wie diese selbst, unbestimmt. So kann die Wortfolge *ta hio* auch anders verstanden werden: viele chinesische Kommentatoren haben sie als „die Schule der Großen” erklärt. Ebenso könnte in der Wortfolge *ming ming* dasselbe Wort, das wir hier das erste Mal verbal auffassen, gleichwertig wiederholt sein, um einen Zustand oder ein Geschehen eindrucklich zu schildern, wie dies besonders in der dichterischen Sprache oft vorkommt; daß dies hier nicht der Fall ist, spürt der Chineser wohl schon aus dem Rhythmus, dessen Rolle im chinesischen Satz wir an späteren Beispielen besser erkennen werden, aber vor allem aus dem Sinn des ganzen Satzes.

Der Vergleich dieses und sogar des umgangssprachlichen chinesischen Satzes mit den europäischen Sätzen der vier Übersetzungen bringt uns den ungeheuren Unterschied in der sprachlichen Gestaltung hier und dort schon weitgehend zum Bewußtsein: hier ist jedes Wort als grammatische Wortart gekennzeichnet und in seiner grammatischen Beziehung zu den andern Wörtern im Satz durch Beziehungsmerkmale bestimmt, durch Endungen des Falls, der Zahl, der Person, der Zeit, des Modus, ja des Geschlechts, hier, vom Lateinischen abgesehen, wimmelt es von Artikeln, Fürwörtern und Verhältniswörtern, hier erscheint jedes Wort genau ausgerichtet und eingefügt in einem logisch-organischen Satzgebäude – dort unveränderliche, grammatischen Wortklassen und der Satzbeziehung nach unbestimmte, einfach aneinander gereihte Wörter und nur ganz wenige Verhältniswörter und Wörterverhältnisse als notdürftige Stützen zu einem „grammatischen“ Verständnis des Satzgebildes, dessen Sinn sich nicht grammatisch, sondern sozusagen aus einem Zusammenklingen der in den hier bezeichneten Vorstellungs-, ja Bilderkomplexen enthaltenen und miteinander vereinbarten Bedeutungen ergeben muß.

Zum zweiten und zum dritten Beispiel gebe ich eine eigene zusammenhängende Übertragung, die sich so nah wie möglich an die Wortbedeutung und den Satzablauf des chinesischen Schriftsprache-Textes halten soll.

古	之	欲	明	明	德	於	天
ku	chī	yü	ming	ming	tê	yü	t'ien
alt	Part.	wünschen	klar	klar	«tugend»	in, an	himmel
下	者	先	治	其	國		
hia	chê	sien	chī	k'i	kuo		
unten	Part.	vor	ordnen	sein, ihr	staat		
古	時	候	要	想	明	明	德
ku	shī - hou	yao - siang	ming	ming	tê	yü	t'ien - hia
alt	Zeit	gedenken	«klar	klar	tugend»	in	Welt

的人先要治好他的國家

ti jen, sien yao chī - hao t'a - ti kuo - kia
Part. Mensch, vorher wichtig ordnen sein Staat

„Der im Altertum die klare 'Tugend' unter dem Himmel (d. h. im ganzen chinesischen Reich, das als 'die Welt' galt) klar zu machen Wünschende ordnete zuerst seinen Staat.“

Die Formulierung „Der . . . Wünschende“ wird durch die Partikel *chē* im Urtext gerechtfertigt, eine „Nominal-Partikel“, die meistens ein persönliches, aber nicht näher bestimmtes „Subjekt“ eines „Verbs“ oder einen ebensolchen Träger einer Eigenschaft anzeigt. Die zum ersten Beispiel herangezogenen Übersetzer geben alle dieses „Subjekt“ durch einen Plural wieder, nicht aber die umgangssprachliche Fassung, die deutlich „sein (-en Staat)“ sagt, insofern die Umgangssprache wenigstens in den persönlichen Fürwörtern und folglich Possessiva Einzahl und Mehrzahl unterscheidet; für die „Nominal-Partikel“ setzt sie hier „Mensch“ ein. An neuen Partikeln haben wir hier noch: *yü*, mit präpositioneller Geltung, und *k'i*, ein Wort, das Granet²⁵⁾ als eine ursprüngliche hinweisende Lautgebärde erklärt und das wir im allgemeinen am besten wie lateinisch *eius*, *eorum* („seiner, ihrer“) auffassen, wenn es sich nicht, wie hier und oft, auf das „Subjekt“ bezieht. Den Ausdruck *ku chī*, am Anfang des Satzes, empfinden wir als ein Genitiv-Attribut, doch kann er auch eine „adverbiale Wendung“ sein, und wir sind fast gezwungen, ihn als solche wiederzugeben; der entsprechende Ausdruck der umgangssprachlichen Fassung kann beide Geltungen haben. Wie im ersten Beispiel fällt bei dieser auf, daß sie den Satzsinne namentlich durch dem Ohr vertraute Wortverbindungen verdeutlicht, wobei sie aber nun den Ausdruck „*ming ming tē*“ als Zitat übernimmt. Wie „grammatisch“ unbestimmt die Satzbildung selbst in der Umgangssprache noch ist, zeigt das vielgebrauchte, hier zweimal auftretende Wort *yao*: aus der Grundbedeutung „wichtig“ leiten sich die Bedeutungen „sollen, müssen, wollen“, ja des futurischen „werden“ – vgl. englisch: „we shall (will) win“ – ab, und wir geben die „Grammatik“ der chinesischen Umgangssprache ebenso getreu wieder, wenn wir übersetzen: „Der . . . Mensch mußte zuerst . . . ordnen“, oder: „Für den . . . Menschen war es zuerst wichtig, daß (er) . . . ordnete“ oder „. . . wichtig, . . . zu ordnen“.

國治而後天下平

skuo chī er hou t'ien hia p'ing
staat ordnen und so nach himmel unten eben

國家治安天下自然太平了

skuo - kia chī - an, t'ien - hia tsī - jan t'ai - p'ing la
Staat ordnen Welt natürlich friedlich Part.

„Ist der Staat geordnet, so ist es nachher unter dem Himmel friedlich.“

Das hier gebrauchte Zeichen *hou* bedeutet eigentlich Herrscher, Herrscherin, und ist ein Beispiel einer rein lautlichen und sogar „unnötigen“ Entlehnung, insofern es schon früh ein Zeichen für *hou*, „nachfolgen, nachher“, gab. Eine große Rolle in der Schriftsprache spielt das Verhältniswort *er*, das zwei Sätze verbindet und zwar meistens so, daß es eine kausale oder konditionale Abhängigkeit des zweiten vom ersten andeutet, manchmal diese aber zugleich in einen Gegensatz bringt und entsprechend durch „und, und so“ oder durch „aber, sondern“ übersetzt wird. Es ist bemerkenswert, daß die Umgangssprache hier, wie oft, überhaupt keine „grammatischen Mittel“ gebraucht, um eine solche Abhängigkeit anzuzeigen: der Vordersatz, der seiner Gestalt nach ebenso gut ein selbständiger Aussagesatz sein könnte, läßt einfach dadurch, daß er als Vordersatz auftritt, eine kausale, konditionale oder zeitliche Abhängigkeit des Nachsatzes empfinden. Verglichen mit der Wendung *chī k'ī kuo* im Satz unseres zweiten Beispiels, die wir als Folge Verb-Objekt auffassen, erscheint uns hier das „Tatwort“ *chī* als Prädikat zu *kuo* und das „Eigenschaftswort“ *p'ing* als Prädikat zu *t'ien hia*. Das Wort *p'ing* könnte aber ebenso gut substantivische Geltung haben: „Frieden“, und der Ausdruck *t'ien hia* könnte ebenso gut nominal anstatt adverbial aufgefaßt und das ganze Sätzchen übersetzt werden: „der Friede des Unteren des Himmels“ (d. h. also der Welt) oder auch: „das Untere des Himmels ist friedlich“. Beachten wir ferner, daß sowohl hier als auch im Vordersatz und selbst in der umgangssprachlichen Fassung die Kopula „ist“ fehlt, das Kernwort aller unserer Urteilssätze. Und in diesem wie in den vorangegangenen Beispielen stellen wir den Mangel jeglichen „grammatischen“ Merkmals der Zeit fest: daß es sich um die Vergangenheit handelt, muß aus anderen als grammatisch-formalen Angaben erschlossen werden, wie aus der Angabe des zweiten Beispiels „im Altertum“. Dies gilt allgemein und zwar auch für die Umgangssprache, die einzig eine „Perfektiv-Partikel“, *la*, bezeichnenderweise abgeblaßt aus *liao*, „vollenden“ ²⁶⁾, besitzt, diese aber oft, wie hier, als rein rhetorisch-perfektive Bekräftigung verwendet.

Diese drei Beispiele dürften genügend gezeigt haben, daß selbst die „grammatisch“ ausgeprägteste Gestalt des chinesischen Sprachausdrucks, die der Umgangssprache, verglichen mit der Gestaltung unserer Sprachen grammatisch sehr unbestimmt ist: von wenigen Ausnahmen abgesehen, bleibt die Zahl, Einzahl oder Mehrzahl, eines Dingworts unbezeichnet, ebenso die Zeit eines sogenannten Zeitworts, wofür gelegentlich eine „adverbiale“ Angabe eintritt, in manchen Sätzen ist nicht einmal ein Subjekt zu erkennen, und die Unterordnung eines Satzes unter einen anderen müssen wir oft einfach erraten. Wieviel mehr gilt dies alles von der Schriftsprache, dem Jahrtausende langen Ideal chinesischen Sprachausdrucks!

Dabei drückt sich die Schriftsprache gern noch formelhafter aus als in unseren Beispielen aus dem „Ta hio“. Die bündige Formel ist vielleicht die Urzelle der Schriftsprache gewesen, sicher aber ihr Kern geblieben. Und oft eine harte Nuß und ein Zankapfel selbst für die gelehrten chinesischen Kommentatoren. Der Ungewißheit der Bedeutung entspricht hier oft eine Unsicherheit der Satzteilung, wofür erst in neuerer Zeit eine Interpunktion eingeführt wurde, während sie sich sonst oft an gewissen Partikeln – „Pause-Partikeln“ – oder am Rhythmus entscheiden ließ oder dann unentschieden blieb. Ein Beispiel dafür ist die folgende Stelle aus dem 1. Kapitel von Laotses „Tao-tê-king“ mit zwei abweichenden Übersetzungen.

故	常	無	欲	以	觀	其	妙
(ku)	ch'ang	wu (?)	yü (?)	i	kuan	k'i	miao
(deshalb)	beständig	nicht-sein	wünschen	brauchen	schauen	sein	subtil

„Always without desire we must be found,

If its deep mystery we would sound . . .”²⁷⁾

„Of the invariable Non-being, we wish to see its secret essences.”²⁸⁾

Das erste Wort, *ku*, „deshalb“, fehlt in manchen Textüberlieferungen. *i*, mit der Grundbedeutung „nehmen, brauchen“ ist, wohl über die „adverbiale“ Auffassung „durch Gebrauch“, zu einem der schwerst faßbaren und wörtlich übertragbaren Wörter geworden, das oft einer Partikel gleichkommt und je nach dem Satzzusammenhang „mit, weil, dadurch, darin, deshalb, um zu“ u. a. übersetzt wird. Der große Unterschied der angeführten Übersetzungen rührt nun daher, daß die einen Interpreten einen Satzeinschnitt nach *yü*, die anderen schon nach *wu* annehmen, anders gesagt das Wort „wünschen“ zum zweiten oder zum ersten Halbsatz schlagen.

Das „beständige Nicht-Sein“, *ch'ang wu*, klingt sehr Laotse'isch, aber die Wortfolge *ch'ang wu yü*, „beständig nicht-sein wünschen“, „beständig wunschlos sein“ oder sogar, mit verbaler Auffassung von *ch'ang*, „die Wunschlosigkeit beständig machen“ – Übersetzungen, die alle gleichberechtigt und ihrem Sinne nach im chinesischen Text potentiell zugleich enthalten sind – stimmt mit den Laotse'schen Gedanken und Formulierungen mindestens ebenso sehr überein; für diese Auffassung und Satzteilung spricht auch mehr das Auftreten der „Partikel“ *i* und schließlich der Rhythmus, der sich so, zum mindesten im zweiten Teil, in der bevorzugten Viergliedrigkeit bewegen würde. Sehr typisch

ist dieses Beispiel noch in der Hinsicht: wir können hier nicht einmal ein „logisches Subjekt“ feststellen; der ganze Satz bleibt schwebend in seiner Fügung, und „Subjekte“ sind zugleich in den „Verben“ enthalten.

Die älteste dichterische Sprache, wie wir sie aus vielen Stellen des „Shī-king“, des „Buchs der Lieder“, kennen, bietet den Vorteil einer, dank Versmaß, Reimen und Pause-Wörtern leicht faßbaren rhythmischen Gliederung, aber den Nachteil eines „grammatisch“ noch unbestimmteren, „formelhafteren“ Ausdrucks. Es sind oft verschiedene Übersetzungen möglich, aber keine wird dem chinesischen Ausdruck gerecht, wie M. Granet, der sich um die Deutung des „Shī-king“ und seiner Sprache besonders verdient gemacht hat ²⁹⁾, an drei Übersetzungsvorschlägen zu dem folgenden Beispiel zeigt ³⁰⁾:

雞	雞	鳴	鴈	旭	日	始	旦
jung	jung	ming	yen	hü	jī	shī	tan
eintracht	— ³¹⁾	singen	wildgans	aufgehen	sonne	beginnen	morgen

„Elles se répondent et volent par paires, les oies qui chantent au soleil levant.”

„Cris d'appel et de réponse, c'est là le chant des oies sauvages au point du jour.”

„Les appels et le chant des oies sauvages, voilà ce qui signale le lever du soleil et l'aurore.”

jung jung ist eines der im „Shī-king“ häufigen Wortpaare, die zu gegenständlicher, oft lautmalerischer Schilderung dienen, und wird von Granet erklärt: „appels et réponses, vols typiques d'oies sauvages allant par paires“, ein Bild, das im Wort zu der Bedeutung „Eintracht“ erweitert wurde. Aber nicht nur dieses wiederholte Wort, sondern auch die anderen Wörter erscheinen in diesem Beispiel paarweise angeordnet, eine Anordnung, die dem untergeteilten Rhythmus sowie einem Parallelismus der Vorstellungsfolge in den letzten drei Wortpaaren entspricht: die Folge ist immer Geschehensvorstellung — Dingvorstellung, und dieser Parallelismus fällt in den letzten zwei Wortpaaren, wo er fast tautologisch inhaltlich wird, besonders auf. Von der Erfassung dieser inhaltlich-rhythmischen Gliederung müssen wir ausgehen, um den Sinn des Satzes in seinem Zusammenhang zu verstehen. Wenn wir uns aber fragen, wie diese einzelnen Bildergruppen zueinander zu beziehen sind, so kommen wir wieder in Verlegenheit. Jede Bildergruppe könnte sowohl die Haupt-Satzaussage als auch eine attributive oder adverbiale Bestimmung sein, wie die drei Übersetzungsvorschläge zeigen.

Ist hier aber nicht außer dem rhythmischen auch ein sinnmäßiges Ordnungsprinzip am Werke? Als solches kommt nur eines in Betracht: die Anordnung der Bilder in der Folge ihres Auftretens bzw. eine der Vorstellungsfolge entsprechende Wortfolge, was W. Wundt³²⁾ als das ursprüngliche Prinzip der sprachlichen Apperzeptionsverbindungen erklärt. Zuerst hören wir *yung yung*, dann erkennen wir das Schreien, darauf, daß es von Wildgänsen kommt, dann erblicken wir das Aufgehen, nämlich der Sonne, und das Beginnen, des Morgens. Dabei dürfte das erste Bild, das alle anderen erweckt, die Hauptaussage darstellen. Der übrigen Bilder sind aber nicht nur drei, sondern sechs: die Wörter, die wir als „Verben“, als Bezeichnungen von Tat- oder Geschehensvorstellungen in den letzten drei Wortpaaren empfunden haben, müssen wir zugleich als selbständige Wörter gelten lassen, die selbständige Bilder vermitteln und gewissermaßen selbständige Sätze bilden. Dies versucht Granet in einer weiteren, seiner „chinesischsten“ Übersetzung wiederzugeben:

„*Tong yong*, (elles) chantent les oies sauvages; (il) se lève le soleil, (elle) commence (l') aurore.“

Im formelhaftesten, gedrängtesten Ausdruck zumal der dichterischen Sprache sind überhaupt keine „grammatischen“ Verhältnisse mehr ersichtlich, die Wörter erscheinen vollends selbständig, wenn auch in der Folge der von ihnen bezeichneten Vorstellungen, aneinander gereiht, kommen aber umsomehr in ihrer ganzen Anschaulichkeit, Bedeutungsfülle und Beziehungspotentialität zur Geltung.

Diese noch gesteigerte reine Potentialität, Fülle und Macht des bildhaften chinesischen Sprachausdrucks kennzeichnet auch die ältesten Formeln der Wahrsagekunst, wie sie uns in den „Urteilen“ zu den Hexagrammen und zu den einzelnen Linien des „I-king“, des „Buchs der Wandlungen“, als dessen sprachliche Grundbestandteile überliefert sind. Besonders deutlich sehen wir das in den folgenden Beispielen.

Das erste Beispiel ist das „Urteil“ zum ersten Hexagramm, „*K'ien*“, das „Himmel“ und „himmelartiges Wirken“ bedeutet. Die Aussagen über „*K'ien*“ können wir ebensowohl als vier machtvolle, bildhafte, in je einem Wort bestehende Aussagen wie als solche, in denen je zwei Wörter sich verbinden, auffassen³³⁾: dies mögen die Übersetzungen von J. J. M. de Groot³⁴⁾ und von R. Wilhelm veranschaulichen. Um

die Eigengeltung der einzelnen Wörter zu verdeutlichen, gebe ich diese vorher in „ihrer Verbalform“ wieder.

乾 元 亨 利 貞

k'ien yüan heng li cheng
K'ien schöpfen durchdringen fördern fest u. recht sein

de Groot: „der Himmel ist schöpferisch, alldurchdringend, freigebig und unerschütterlich.“

Wilhelm: „Das Schöpferische wirkt erhabenes Gelingen, fördernd durch Beharrlichkeit.“

Das letzte Beispiel ist das „Urteil“ zu der ersten Linie des Hexagramms „K'ien“, zu der „Anfangs-Neun“. Dieses „Urteil“ läßt sich wiederum in zwei Sätzen von je zwei Wörtern, wie Wilhelm es tut, oder auch in einer einzigen, aus den vier Wörtern gebildeten Satzaussage auffassen und wiedergeben – wobei allerdings für das Verständnis solcher Orakelsprüche die ganze Gedankenfülle, die deren Wörter in besonders hohem Maß assoziativ vertreten, hinzuzudenken ist ³⁵).

初 九 潛 龍 勿 用

ch'u kiu ts'ien lung wu yung
anfang neun verbergen drache nicht brauchen

Wilhelm: „Anfangs eine Neun bedeutet:
Vedeckter Drache. Handle nicht.“

„Anfangs-Neun: der ‚verborgene Drache‘ läßt nicht ‚Gebrauch machen‘.“

Aus diesen letzten Beispielen, aus dem „I-king“ und dem „Shi-king“, sehen wir im höchsten Grade, wie die chinesischen Wörter selbst im Satze in sich gewandt, eine rein potentielle, ungestaltete „Vorstellungsmasse“ sind, im Gegensatz zu unseren Wörtern, die sich, besonders deutlich im Satze, immer nach außen wenden, richten und beziehen, und wie die in sich gewandten chinesischen Wörter in ihrer reinen Potentialität viel reicher und mächtiger sind als die unsrigen, die sich stets aktuell gestalten und bestimmen, dadurch aber auch einschränken.

Sprache und Denken

Nach all den Beobachtungen, die wir hier an chinesischen Sprachgebilden gemacht haben, möchte ich zuerst ein Urteil des geistvollen W. v. Humboldt anführen: daß es „in fast allen Sprachen, vorzüglich aber im Englischen, einzelne ganz Chinesische Phrasen“ gebe. Dieses sicher zutreffende Urteil mag unsere gegenteiligen Eindrücke, die wohl von den Schriftbildern noch verstärkt wurden, etwas berichtigen. Karlgren³⁷⁾ geht noch weiter als Humboldt. Unter der Voraussetzung allerdings, daß das Chinesische einmal eine flektierende Sprache gewesen sei, erklärt er, es sei genau derselben Entwicklungslinie gefolgt wie die indo-europäischen Sprachen, indem es stufenweise „synthetische Endungen“ verloren und sich umsomehr beim Hörer – oder Leser – an die Fähigkeit rein logischer Analyse gewendet habe. „Das Englische ist vielleicht in dieser Hinsicht die höchstentwickelte indo-europäische Sprache; aber das Chinesische ist viel weiter fortgeschritten.“ Diesem Urteil ist es schwieriger beizustimmen. Die grammatischen Beziehungsmerkmale, die wir mit den verblaßten oder abgefallenen Endungen unserer Substantive, Adjektive und Verben verlieren, ersetzen wir durch grammatische Hilfsörter wie Pronomina, Präpositionen und Hilfsverben – denken wir einerseits an die hilfsörterarme, aber in den Nominal- und Verbalendungen nach Casus, Genus, Zahl, Person, Zeit, Modus äußerst differenzierte lateinische Sprachgestaltung und andererseits an den Ersatz für die verlorenen Genitiv- und Dativendungen durch Präpositionen im Französischen und im Englischen, ja im Schweizerdeutschen oder an die Verschiedenheit in der Bedingungsform des Verbs zwischen den Reihen „je viendrais, tu . . . , il viendrait, nous viendrions“ usw., wobei die ursprüngliche lautliche Differenzierung z. T. auch nur noch durch die „Orthographie“ vertreten wird, und „I – he, we, you, they – would come“. Überdies gehören alle unsere Wörter unumgänglich grammatischen Wortklassen an, und wenn sich auch heute noch unser Wortschatz bereichert, so bereichert er sich fast ausschließlich durch Ableitung von bestehenden Wörtern, nach unserem alten grammatischen Prinzip der Wortbildung durch Affixe – wir können endlos so schöne Wörter wie „ver-un-mög-lich-en“ bilden – und durch Wortzusammensetzungen. Das alles aber ist grammatisch, und der Geist der Grammatik beherrscht unsere Sprache.

In derselben Abhandlung „Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache“ schreibt W. v. Humboldt³⁸⁾: „Die Grammatik ist mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache, unsichtbar in der Denkweise des Sprechenden vorhanden, und jeder bringt zu einer fremden Sprache seine grammatischen Ideen hinzu, und legt sie, wenn sie vollkommener und ausgeführter sind, in die fremde Sprache hinein.“ Wie sehr das, für uns, zutrifft, haben wir gerade an den Beispielen der Übersetzung aus dem Chinesischen gesehen: wir können den chinesischen Sprachausdruck in unseren Sprachen nicht anders wiedergeben, als daß wir ihn in deren grammatische Kategorien und Verhältnisse übertragen. Humboldt ist aber, trotz aller Blickweite, im humanistischen Vorurteil befangen, daß das grammatische Denken jede Sprache, also auch, wie schon der Titel seiner Abhandlung beweist, die chinesische Sprache bedinge. „Die grammatische Classificirung der Wörter in Substantiva, Verba u.s.w.“, sagt er³⁹⁾, liege als „inneres, sprachbestimmendes Gesetz . . . unerkant in der Seele jedes Menschen, allein inwieweit diese Classificirung Ausdruck in der Sprache erhält, hängt von der grammatischen Natur jeder Sprache ab.“ Und bei der Untersuchung der Satzbildung schreibt er⁴⁰⁾: „Die Chinesische Sprache stellt meistens vereinzelt hin, was in andren verbunden ist . . . Die Sprache überlässt es dem Hörer, eine Menge von Mittelbegriffen hinzuzufügen, und legt daher dem Geiste eine grössere Arbeit auf, welche einen Theil der Grammatik ergänzen muss.“

Braucht der Chinese in seinem sprachlichen Denken wirklich solche „Mittelbegriffe“? Können und müssen wir überhaupt von einer „Grammatik der chinesischen Sprache“ reden?

Zur Kennzeichnung der chinesischen Sprache wird gern behauptet, der Chinese sage und schreibe z. B.: „Bruder schlagen ich“, er spreche also lediglich in Infinitiven und Nominativen. Schieben wir so aber nicht der chinesischen Denkweise die unsere unter? Wir dürfen vielleicht sagen, daß ein chinesisches Wort, das ein Geschehen bezeichnet, potentiell sowohl einem Infinitiv als auch irgendeiner flektierten, finiten Form unseres Verbs gleichkomme, in Wirklichkeit aber ist das chinesische Wort ein Drittes, das in unsere grammatischen Kategorien einfach nicht hineingeht, also hier weder ein Infinitiv noch ein Verbum finitum oder, wenn es ein Ding bezeichnet, weder ein Nominativ noch ein anderer Fall, und es ist weder eine Wortwurzel noch eine Wortab-

leitung. Wir haben ja gesehen, daß wir den Sinn eines chinesischen Satzes, trotz gewissen Verhältniswörtern, die uns als grammatische, als syntaktische Hilfsörter vorkommen, aber für den Chinesen nicht unerläßlich sind, niemals grammatisch, sondern letzten Endes nur intuitiv erfassen können. Und Karlgren erklärt⁴¹⁾, daß wir nicht durch das Studium grammatikalischer Regeln, sondern nur durch viel Übung im Lesen das Chinesische erlernen können. „Nach jahrelanger Übung können wir eine Art sechsten Sinn erlangen, ein linguistisches Feingefühl, das uns fast instinktiv die wirkliche Bedeutung des Satzes offenbart.“

Grammatik ist Logik. In der Gestaltung des kleinsten Satzes leistet unser Geist eine logische Arbeit. Demgemäß wäre die chinesische Sprache schon wegen ihrer Satzgestaltung eine nicht-logische Sprache. Wir müßten sie auch eine nicht-logische Sprache nennen, insofern ihre Wörter an und für sich der grammatischen, also logischen Bestimmung entbehren, die unsere Wörter a priori grammatischen Wortklassen zuordnet. In dieser Klassifikation nehmen wir, ganz unbewußt, eine logische Abstraktion vor, die bereits eine logische Begrifflichkeit unserer Wörter bedingt, ganz abgesehen von den eigentlichen logisch-begrifflichen Wörtern, die unser Geist geschaffen hat und schafft, bezeichnenderweise vor allem unser Geist des modernen Intellektualismus, weshalb unsere meisten logisch-begrifflichen Wörter aus dem Erbschatz unserer „toten“ Sprachen geprägte Fremdwörter sind. Demgegenüber besitzt das Chinesische wohl überhaupt keine Wörter, die wir logisch-begrifflich nennen könnten, sondern nur solche, die ein gegenständliches Ding, einen besonderen Vorgang, eine besondere Vorstellung bezeichnen, also immer konkret-bildhaft sind, aber sich, dank der ungeheuren Assoziationspotentialität, die ihnen das chinesische Denken verleiht, zur Bezeichnung verschiedenster anderer Dinge, Vorgänge und Vorstellungen verwenden lassen. Die chinesische Sprache ist der Ausdruck eines Bilddenkens und nicht einer begrifflich-logischen Geistestätigkeit, sie ist wohl psychologisch, aber nicht logisch, steht also psychologisch auf einer „niedrigeren“ Stufe als unsere Sprachen, die das vornehmste Werkzeug unseres angeblich autonomen, logischen, bewußten Verstandes sind.

Die Sprache ist Ausdruck des Denkens. Aber wir denken in Formen der Sprache, in Wörtern und Sätzen. Wir können nicht denken,

ohne – wenigstens „innerlich“ – zu sprechen. Insofern unser Sprechen logisch ist, müßte auch unser Denken logisch sein. Wie oft es jedoch unlogisch, wie selten es namentlich konsequent logisch ist, brauche ich kaum nachzuweisen. Wir haben feste logische Begriffe, z.B. die der Wahrheit und der Gerechtigkeit: an ihrer formalen Logik ist nicht zu zweifeln, aber wie logisch unberührt ihr Inhalt bleiben kann, wird uns heute mehr denn je bewußt. Wo liegt also die Überlegenheit unseres Sprechens und Denkens? Kann ein bildhaftes Denken und Sprechen wie das chinesische geistig nicht ebenso „hoch“ stehen wie ein logisch-begriffliches? Sind Logik und Begrifflichkeit etwas anderes als Formen des Denkens?

Der Geist, die Psyche prägen die Sprache. Und die Sprache leiht dem Denken ihre Formen. Soweit die Welt in unserer Vorstellung da ist, ist sie auch nur durch unsere Sprache da, unsere Welt in der unseren, die chinesische in der chinesischen. Die Welt aber, die wir nur unbewußt ahnen und erleben, die wir unbewußt selbst leben und sind, und woraus, ihm unbewußt, auch unserem bewußten und logischen Denken sein Inhalt ewig zuströmt, ist wohl dieselbe in China und hier, der Chinesen aber ist ihr näher geblieben als wir.

Anmerkungen

¹⁾ Nach einem am 25. Oktober 1941 im Psychologischen Club Zürich gehaltenen Vortrag.

²⁾ Neuere, empfehlenswerte: J. J. Brandt, *Introduction to Literary Chinese*, 2. Aufl. Peking 1936, E. Haensch, *Lehrgang der chines. Schriftsprache*, Bde. I und II, Leipzig 1929 (2. verb. Aufl. 1940) u. 1931; H. S. Aldrich, *Practical Chinese*, 2 Bde., 2. Aufl. Peking 1934, F. Lessing u. W. Othmer, *Lehrgang der nordchinesischen Umgangssprache*, 2 Bde., 2. Aufl. Shanghai 1933.

³⁾ Die „klassischen“ Grammatiken von G. v. d. Gabelentz, *Chinesische Grammatik*, Leipzig 1881, und *Anfangsgründe der chines. Grammatik*, Leipzig 1883; für die heutige Umgangssprache: J. Mullie, *The Structural Principles of the Chinese Language*, 2 Bde., Peking 1932/37; auch die erwähnten Lehrbücher enthalten grammatikalische Lektionen.

⁴⁾ Die (vollständigen) bibliographischen Angaben zu den für diese Arbeit besonders wichtigen Schriften sind im Literaturverzeichnis am Schluß zu finden.

⁵⁾ *Sound and Symbol*, S. 24, *Philology and Ancient China*, Oslo 1926, und besonders *Le Protodinois, langue flexionnelle*, im *Journal Asiatique* 1920.

⁶⁾ Diese deckt sich mit der früheren, als „Mandarinensprache“ bekannten, für den Amtsverkehr gültigen Aussprache und im großen ganzen mit der nordchinesischen Mundart.

In der Umschrift folge ich Karlgren, d. h. der Umschrift, die er in seinem letzten großen Werke *Grammata Serica* anwendet. Karlgren fußt auf der englischen Umschrift von Wade, die, wenigstens zum praktischen Gebrauch, die weitaus verbreitetste ist, die er aber von einigen phonetischen Widersinnigkeiten befreit und auch dem wissenschaftlichen Bedürfnis angepaßt hat, indem er, wie die strengeren französischen und deutschen Sinologen, darin einer sprachgeschichtlich wichtigen und regional heute noch vorhandenen Unterscheidung gewisser Anlaute Rechnung trägt.

Es dürfte manchem willkommen sein, wenn ich hier die Lautzeichen der verschiedenen Umschriften, deren Aussprache nicht der unseren entspricht, zusammenstelle und erkläre. Nach Wade transkribiert, mit unbedeutenden Veränderungen, H. A. Giles in seinem großen *Chinese-English Dictionary*, 1892, 2. Aufl. Shanghai 1909/12, Pelliot steht für die Ecole française d'Extrême-Orient, der alle heutigen französischen Sinologen wie Granet, Maspero usw. angehören und deren Umschrift wiederum mehr oder weniger von den Umschriften früherer wichtiger französischer Sinologen abweicht, wie Ed. Chavannes, L. Wiegers (*Caractères dinois* etc.) und namentlich S. Couvreur mit seinem großen *Dictionnaire classique de la langue chinoise*, Ho kien fou 1890, dessen Umschrift ich, wo wünschenswert, in Klammern beifüge; R. Wilhelm vertritt die wissenschaftliche deutsche Umschrift, wie sie das China-Institut in Frankfurt a. M. (Zeitschrift *Sinica*) und die *Orientalistische Literaturzeitung* brauchen, und F. Lessing die praktische deutsche Umschrift seines, mit W. Othmer 1912 herausgegebenen *Lehrgangs* (s. Anm. 2) und W. Rüdensbergs *Chinesisch-deutschen Wörterbuchs*, Hamburg 1924, und die Rubrik „Aussprache“ gibt die chinesischen Laute in möglichst nahekommenden üblichen deutschen Lautzeichen wieder.

Karlgren	Wade	Pelliot	Wilhelm	Lessing	Aussprache
Anlautende Konsonanten					
vor <i>i</i> und <i>ü</i>					
<i>h</i>	} <i>hs</i>	<i>h</i>	<i>h</i>	} <i>hs</i>	zwischen
<i>s</i>		<i>s</i>	<i>s</i>		s und sch
<i>k</i>	} <i>dh</i>	<i>k</i>	<i>g</i>	} <i>dj</i>	dsch a)
<i>ts</i>		<i>ts</i>	<i>ds</i>		
<i>k'</i>	} <i>dh'</i>	<i>k'</i>	<i>k</i>	} <i>tj</i>	tsch b)
<i>ts'</i>		<i>ts'</i>	<i>ts</i>		
vor <i>a</i> , <i>ê</i> , <i>o</i> , <i>u</i>					
<i>h</i>	<i>h</i>	<i>h</i>	<i>h</i>	<i>h</i>	ch c)
<i>dh</i>	<i>dh</i>	<i>tdh</i>	<i>dsch</i>	<i>dsch</i>	dsch a)
<i>dh'</i>	<i>dh'</i>	<i>tdh'</i>	<i>tsch</i>	<i>tsch</i>	tsch b)

Karlgren	Wade	Pelliot	Wilhelm	Lessing	Aussprache
<i>p, t, k</i>	<i>p, t, k</i>	<i>p, t, k</i>	<i>b, d, g</i>	<i>b, d, g</i>	b, d, g a)
<i>p', t', k'</i>	<i>p', t', k'</i>	<i>p', t', k'</i>	<i>p, t, k</i>	<i>p, t, k</i>	p, t, k b)
<i>ts</i>	<i>ts</i>	<i>ts</i>	<i>ds</i>	<i>ds</i>	ds a)
<i>ts'</i>	<i>ts'</i>	<i>ts'</i>	<i>ts</i>	<i>ts</i>	ts b)
mit <i>ĩ</i> d)					
<i>dhĩ</i>	<i>dih</i>	<i>tche (tcheu)</i>	<i>dschĩ</i>	<i>dschĩ</i>	dsch d)
<i>dh'ĩ</i>	<i>dh'ih</i>	<i>th'e (th'eu)</i>	<i>tschĩ</i>	<i>tschĩ</i>	tsch
<i>shĩ</i>	<i>shih</i>	<i>che (cheu)</i>	<i>schĩ</i>	<i>schĩ</i>	sch
<i>sĩ</i>	<i>szu</i>	<i>sseu (seu)</i>	<i>sĩ</i>	<i>sĩ</i>	s
<i>tsĩ</i>	<i>tzu</i>	<i>tseu (tzeu)</i>	<i>dsĩ</i>	<i>dsĩ</i>	ds
<i>ts'ĩ</i>	<i>tz'u</i>	<i>ts'eu (tz'eu)</i>	<i>tsĩ</i>	<i>tsĩ</i>	ts

Vokale

anlautend

<i>a, o</i>	<i>a, o</i>	<i>nga, ngo</i>	<i>a, o</i>	<i>a, o</i>	(ng)a, (ng)o
<i>er</i>	<i>êrh</i>	<i>eul</i>	<i>erl</i>	<i>örl</i>	ör

auslautend

<i>ao</i>	<i>ao</i>	<i>ao</i>	<i>au</i>	<i>au</i>	au e)
<i>ê</i>	<i>ê</i>	<i>ö(e)</i>	<i>ö</i>	<i>ö</i>	ö
<i>ei</i>	<i>ei</i>	<i>ei</i>	<i>e</i>	<i>e</i>	e f)
<i>ou</i>	<i>ou</i>	<i>eu</i>	<i>ou</i>	<i>ou</i>	ow
<i>ü</i>	<i>ü</i>	<i>iu</i>	<i>ü</i>	<i>ü</i>	ü
<i>uei</i>	<i>ui, uei</i>	<i>ouei</i>	<i>ui</i>	<i>ui</i>	ue
<i>un</i>	<i>un</i>	<i>ouen</i>	<i>un</i>	<i>un</i>	un

j bezeichnet in allen Umschriften einen Lautwert, der dem des französischen *j* und zugleich dem eines Gaumen-r nahesteht.

y entspricht in allen heutigen Umschriften dem konsonantischen *i*, dem deutschen *j*; Couvreur braucht dafür noch *i*: *ia, iu* (Wieger: *u*), während andererseits die Pelliot-Schule für den Wortlaut *i* jetzt *yi* setzt.

Nach *ye, -ie* setzt Wade als einziger ein *h*: *yeh, -ieh*; in diesen und ähnlichen Verbindungen braucht Lessing *ä* für *e*, z. B. *miän*.

a) Als höchstens mittelstarke, namentlich stimmlose, aber auch unaspirierte Verschußlaute bzw. Verschuß-Zischlaute zu artikulieren.

b) Als stark aspirierte Verschuß- bzw. Verschuß-Zischlaute auszusprechen, was der Apostroph – aus einem von der älteren Sinologie entlehnten griechischen *Spiritus asper* hervorgegangen? – andeutet.

c) Wie in *laden* oder schweizerdeutschem *Chopf*.

d) Der mit *ĩ* bezeichnete Laut ist ein ganz farbloser Vokal, der als ein summendes Ausklingen der Reibe- und Zischlaute beschrieben werden kann und ungefähr dem Laut des *e* in französisch *demin* bei rascher Aussprache gleichkommt.

e) Verbindungen von zwei und drei Vokalen (z. B. *uai, iao*) werden auch einsilbig ausgesprochen *i* und *u* konsonantisch wie *j* und (englisch) *w*.

f) Sehr geschlossenes, einem offenen *i* nahes *e*.

7) Ursprünglich Kleid des Oberkörpers und Kleid des Unterkörpers.

8) Karlgren, *Sound*, S. 33, ist der Ansicht, angehängtes *tsĩ* und *er* haben zuerst Diminutive gebildet; es fragt sich, ob wir es hier nicht mit rein lautlichen „Suffixbildungen“ zu tun haben, zu deren Bezeichnung die sehr einfachen Schriftzeichen für Sohn, Kind entlehnt wurden, ob es also nicht ein neckischer Zufall ist, daß die Wortlaute *tsĩ* und *er* gerade beide Kind, Sohn bedeuten können.

9) Wohl spätestens in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr.

10) Dieser Zeit schreiben die meisten Forscher die 1934/35 im Bezirk Anyang, Nord-Honan, ausgegrabene Shang-Stadt zu; s. H. G. Creel, *The Birth of China*, London 1936, die bisher einzige zusammenfassende Verarbeitung dieser Forschungen in einer europäischen Sprache.

11) Das *Shuo wen* hat L. Wieger in den *Leçons étymologiques* seiner *Caractères chinois*, in seiner oft recht eigenwilligen, aber auch geistreichen Art, den Abendländern zugänglich gemacht.

12) Die archaischen Schriftzeichen und die meisten der dazugehörigen Angaben sind Karlgrens *Grammata* entnommen. Die Zeichen in „Normalschrift“ hat der junge chinesische Gelehrte Chen Shuiy mit dem Pinsel geschrieben; für den freundschaftlichen Dienst danke ich ihm auch hier. Über die Schriftarten, auch weitere, s. Karlgren, *Sonnd*, S. 61 ff.

13) Das archaische Zeichen sieht dem der Zahl 2 sehr ähnlich, was die starke Änderung des Zeichens in der „Normalschrift“ veranlaßt haben mag.

14) Ed. Erkes, *Der Primat des Weibes im alten China*, in *Sinica X*, Frankfurt a.M. 1935, S. 168 f., sieht darin ein Zeugnis für das ursprüngliche Mutterrecht in China und erklärt das Zeichen als ein Bild der den Frieden verbürgenden Gegenwart der Herrin im Hause.

15) Ein anderes Zeichen für „gehen“ als die Komponente des eben behandelten Zeichens *tao*.

16) Eine ähnliche Ansicht vertritt Rich. Hadl in *Artibus Asiae* VIII, Basel 1940, S. 57 f. Anm.

17) Die Lautähnlichkeit hat sich größtenteils im Laufe der Zeit durch die Lautwandlungen verringert; s. zu dieser Frage die Untersuchungen Karlgrens (vgl. oben Anm. 5).

18) Das andere lexikalische Prinzip, das aber die Kenntnis des Lautes des gesuchten Zeichens voraussetzt, ist das der Reim-Lexika.

19) Das berühmte „K'ang-hi-Wörterbuch“ von 1716 weist z.B. rund 40000 Zeichen auf, von denen zwar ungefähr drei Viertel nur graphische Varianten sind.

20) Auch *hũo* und *hũe* gesprochen bzw. umschrieben.

21) Nach der Ausgabe *Yen wen tui chao sĩ shu tu pen* des Shĩ-kiat-Verlages, 5. Aufl. Shanghai 1928.

22) Von S. Couvreur, *Li ki*, Bd. 2, 2. Aufl. Ho kien fou 1913, S. 614.

23) Von J. Legge, *The Four Books*, Ausg. Shanghai 1930, S. 308.

24) Von R. Wilhelm, *Li Gi, das Buch der Sitte*, Jena 1930, S. 21.

25) *Quelques particularités*, S. 167 f.

²⁶⁾ Andere Wörter, die, in der Umgangs- und in der Schriftsprache, wie das S. 56 angeführte *yao*, „wichtig“ usw., für unser Empfinden als „zeitliche Hilfsverben“ verwendet werden, haben ihre Eigengeltung erst recht bewahrt.

²⁷⁾ Übersetzung von J. Legge, *The Tào Teh King*, in *The Sacred Books of the East*, hsg. v. F. M. Müller, Bd. 39, Oxford 1891, S. 47; auf derselben Textauffassung beruhen die Übersetzungen von L. Wieger, *Taoïsme*, Bd. 2, Hien-hien 1913, R. Wilhelm, *Laotse*, Jena 1911, u. a.

²⁸⁾ Übersetzung von Derk Bodde, *A History of Chinese Philosophy . . . by Fung Yu-lan*, Peking 1937, S. 178, entsprechend der Auffassung dieses modernen chinesischen Gelehrten, die auch Ch'u Ta-kao, *A New Translation of the Tao Tê Ching*, London 1937, u. a. vertreten.

²⁹⁾ *Fêtes et chansons anciennes de la Chine*, thèse, Paris 1919.

³⁰⁾ *Quelques particularités*, S. 163 ff.

³¹⁾ Vgl. die Texterläuterungen.

³²⁾ *Grundriß der Psychologie*, 14. Aufl. Stuttgart 1920, S. 371.

³³⁾ Vgl. die Erläuterungen von R. Wilhelm zum Urteil von „K'ien“ in seinem *I Ging*, I/II, Jena 1934, S. 1-3.

³⁴⁾ *Universismus*, Berlin 1918, S. 24.

³⁵⁾ Vgl. die Erläuterungen R. Wilhelms, a. a. O., S. 3 f.

³⁶⁾ *Werke*, S. 314.

³⁷⁾ *Sound*, S. 25.

³⁸⁾ *Werke*, S. 311.

³⁹⁾ *Ib.*, S. 310.

⁴⁰⁾ *Ib.*, S. 320.

⁴¹⁾ *Sound*, S. 99.

Literaturverzeichnis

M. Granet, *La pensée chinoise*, Paris 1934 (Kap.: *La langue et l'écriture, le style*).

— *Quelques particularités de la langue et de la pensée chinoise*, in *Revue Philosophique de la France et de l'Etranger*, Paris 1920.

H. Hackmann, *Der Zusammenhang zwischen Schrift und Kultur in China*, München 1928.

W. v. Humboldt, *Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache* u. a. Schriften, in *Werke*, Berlin 1906 (*W. v. Humboldts Gesammelte Schriften*, hsg. v. d. Königl.-Preuß. Akademie der Wissenschaften, Erste Abteilung).

B. Karlgren, *Grammata Serica*, Stockholm 1940.

— *Sound and Symbol in Chinese*. London 1923.

E. H. v. Tschärner, *Chinesische Gedichte in deutscher Sprache, Probleme der Übersetzungskunst*, in *Ostasiatische Zeitschrift*, Berlin 1932.

L. Wieger, *Caractères chinois*, 4. Aufl. Hien-hien 1924.

*

F. N. Finck, *Die Haupttypen des Sprachbaus*, Leipzig 1910.

J. Stenzel, *Philosophie der Sprache*, München u. Berlin 1934.